

## SOFI-Beteiligung am nationalen Bildungsbericht

### Der mühsame Weg in die berufliche Bildung

#### von Martin Baethge und Markus Wieck

Seit der Föderalismus-Reform von 2005 besitzt der nationale Bildungsbericht Verfassungsrang. Er gehört zu den Gemeinschaftsaufgaben nach § 91b GG, die Bund und Länder zur Sicherung der Leistungsfähigkeit des deutschen Bildungswesens im internationalen Vergleich zu bearbeiten haben. Der Bildungsbericht wird seit 2006 von einem Institute-Konsortium in wissenschaftlicher Unabhängigkeit im Auftrag der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder (KMK) und des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) erstellt. Dem Institute-Verbund gehören an: das Deutsche Institut für Internationale Pädagogische Forschung (DIPF – seit 2008 federführend), das Deutsche Jugendinstitut (DJI), das Hochschulinformationssystem GmbH (HIS), das Soziologische Forschungsinstitut an der Universität Göttingen (SOFI) sowie die Statistischen Ämter des Bundes und der Länder.

Die Schwerpunkte der Arbeit des SOFI lagen beim gerade erschienenen Bildungsbericht 2008 bei der Erarbeitung der Kapitel zur Berufsbildung, zur Weiterbildung und Teilen des Schwerpunktthemas

„Übergänge“. Wir konzentrieren uns im Folgenden auf die Probleme des Übergangs aus der allgemeinbildenden Schule in die Berufsausbildung.

#### Das Übergangssystem und seine Probleme

Die herausragende und folgenreichste Strukturverschiebung im Gesamtsystem der beruflichen Bildung unterhalb der Hochschulebene in den letzten 20 Jahren ist die starke Expansion des „Übergangssystems“. Erstmals in der Geschichte der Bundesrepublik haben wir im Bildungsbericht 2006 die Berufsbildung in drei Sektoren unterteilt: das duale System der Berufsbildung, das Schulberufssystem und das Übergangssystem. Während die ersten beiden Sektoren zu einem voll qualifizierenden Ausbildungsabschluss auf der Ebene von Facharbeitern und Fachangestellten führen, gilt für das Übergangssystem: Seine (Aus-)Bildungsangebote liegen unterhalb einer qualifizierten Berufsausbildung und führen zu keinem anerkannten Ausbildungsabschluss. Vielmehr zielen die Angebote des Übergangssystems auf eine Verbesserung der individuellen Kompetenzen von Jugendlichen zur Aufnahme einer Ausbildung oder Beschäftigung. Zum

#### Inhalt:

<b>Titelthema:</b>	<b>Der mühsame Weg in die berufliche Bildung</b>	<b>1</b>
<b>Aus den Projekten:</b>	<b>Innovationsbarrieren bei mobilem Internet und Handy-TV</b>	<b>6</b>
	<b>Gestaltung internationaler Kooperationsbeziehungen in mittelständischen Unternehmen</b>	<b>9</b>
<b>Projektankündigung:</b>	<b>Qualifikationsentwicklungen und innerbetriebliche Arbeitsmarktsegmentation am Beispiel von Laborbeschäftigten</b>	<b>15</b>
<b>Buchrezension:</b>	<b>Michael Schumann über Richard Sennetts neues Buch „Handwerk“</b>	<b>12</b>
<b>Veranstaltungsankündigung:</b>	<b>Internationaler Workshop „Sen-sitizing Life Course Research“</b>	<b>14</b>
<b>Veranstaltungen:</b>	<b>Workshop „Eigenverantwortung und Solidarität“</b>	<b>15</b>
<b>Veröffentlichungen:</b>	<b>Veröffentlichungen von SOFI-MitarbeiterInnen</b>	<b>16</b>
	<b>Personalia</b>	<b>16</b>
	<b>Impressum</b>	<b>16</b>

**Fortsetzung von S. 1**

Teil ermöglichen sie das Nachholen eines allgemeinbildenden Schulabschlusses. Für die Jugendlichen bedeutet dies ein hohes Maß an Unsicherheit über ihre beruflichen Perspektiven.

Übergangsmaßnahmen hat es bereits in den 1970er Jahren gegeben, etwa in Form von Berufsvorbereitungsmaßnahmen. Sie betrafen allerdings nur einen begrenzten Anteil der Schulentlassenen von sieben bis zwölf Prozent (vgl. Reinberg/Hummel 2006). Es ist das Verdienst des Bildungsberichts, dass er die Vielzahl der Übergangsmaßnahmen von den berufsvorbereitenden Maßnahmen der Bundesagentur für Arbeit (BA) über Berufsfachschulen ohne Abschluss, BVJ, BGJ bis zur Einstiegsqualifizierung Jugendlicher (EQJ) und sonstige Berufsschulen (für Schüler ohne Ausbildungsvertrag) bündelte und somit auf die Größenordnung der Übergangsprobleme aufmerksam machte. Seit 2000 münden etwa zwei Fünftel der Neuzugänge zur beruflichen Bildung ins Übergangssystem ein – das sind fast genauso viele wie vom dualen System aufgenommen werden (vgl. Abb. 1). Seit der Jahrhundertwende fängt das Übergangssystem fast allein die – vor allem demografisch bedingte – erhöhte Nachfrage nach beruflicher Bildung auf. Demgegenüber stagniert die Aufnahmekapazität des dualen Systems, die des Schulberufssystems steigt nur moderat.

**Zur Sozialstruktur des Übergangssystems**

Seit dem Jahr 2000 hat sich ein stabiles Muster der Verteilung der Neuzugänge auf die drei Sektoren der Berufsbildung nach schulischer Vorbildung durchgesetzt, das als Ausdruck anhaltender Übergangsschwierigkeiten interpretiert werden kann (Abb. 2). Von den Neuzugängen in das Schuljahr 2006/07 besitzen Jugendliche ohne Hauptschulabschluss die geringsten Chancen auf eine Ausbildung. Nur etwa ein Fünftel dieser Jugendlichen befindet sich im dualen System. Das Schulberufssystem ist ihnen ganz verschlossen. Vier Fünftel müssen eine Qualifizierungsmöglichkeit im Übergangssystem wahrnehmen. Jugendliche mit Hauptschulabschluss erreichen zu zwei Fünfteln einen Platz im dualen System, während gerade einmal 8 Prozent von ihnen in eine Ausbildung im Schulberufssystem einmünden. Gut die Hälfte landet im Übergangssystem. Selbst bei den Neuzugängen mit mittlerem Schulabschluss machen sich nicht unerhebliche Übergangsprobleme bemerkbar. Von ihnen muss über ein Viertel mit einer Qualifizierungsmaßnahme im Übergangssystem vorliebnehmen – mit leicht steigender Tendenz zwischen 2000 und 2006. Etwa die Hälfte beginnt eine Ausbildung im dualen System, ein weiteres Viertel mündet ins Schulberufssystem ein. Dass sich die Schulabsolventen mit

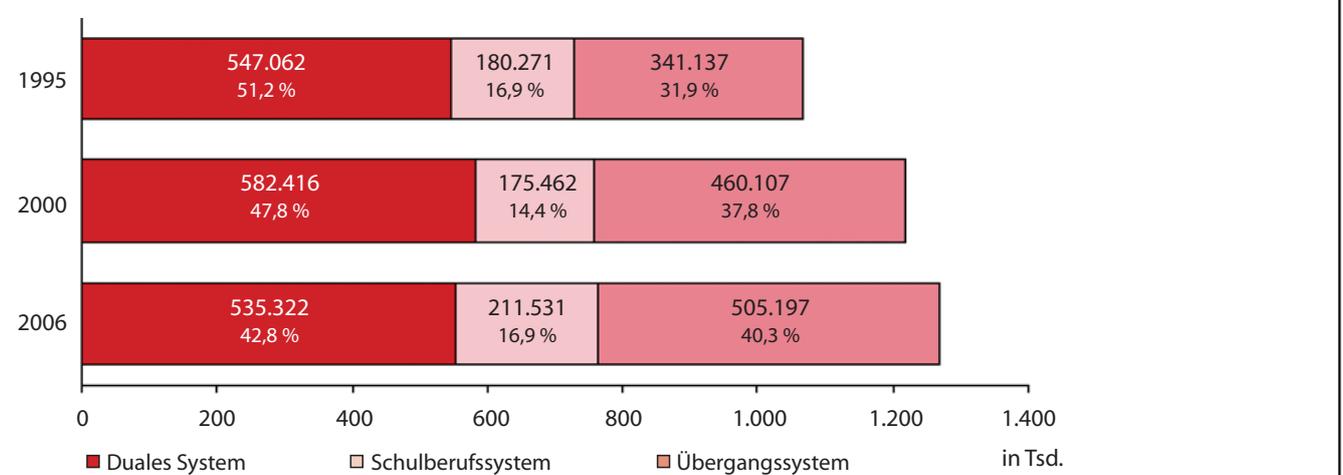
Hoch- oder Fachhochschulreife, die eine Berufsausbildung unterhalb der Hochschulebene beginnen, praktisch nur zwischen dualer Ausbildung (gut zwei Drittel) und Schulberufssystem (etwa ein Drittel) aufteilen, spricht für die starke Marktposition dieser höchsten Qualifikationsgruppe des allgemeinbildenden Schulwesens.

Umgekehrt betrachtet – von der Zusammensetzung der unterschiedlichen Ausbildungssektoren nach schulischer Vorbildung – bedeuten die Einmündungsquoten, dass im dualen System nur noch ein Drittel, im Schulberufssystem knapp ein Sechstel von Schülerinnen und Schülern mit und ohne Hauptschulabschluss eingenommen wurden. An diesen Zahlen wird deutlich, dass das duale System eine seiner traditionell großen Stärken tendenziell einbüßt – Kinder aus den bildungsschwächeren Gruppen durch Ausbildung beruflich zu integrieren. Demgegenüber konnten die Jugendlichen mit mittlerem Schulabschluss oder Hochschulreife ihre Ausbildungsoptionen halten bzw. noch ausbauen.

**Die Situation ausländischer Jugendlicher**

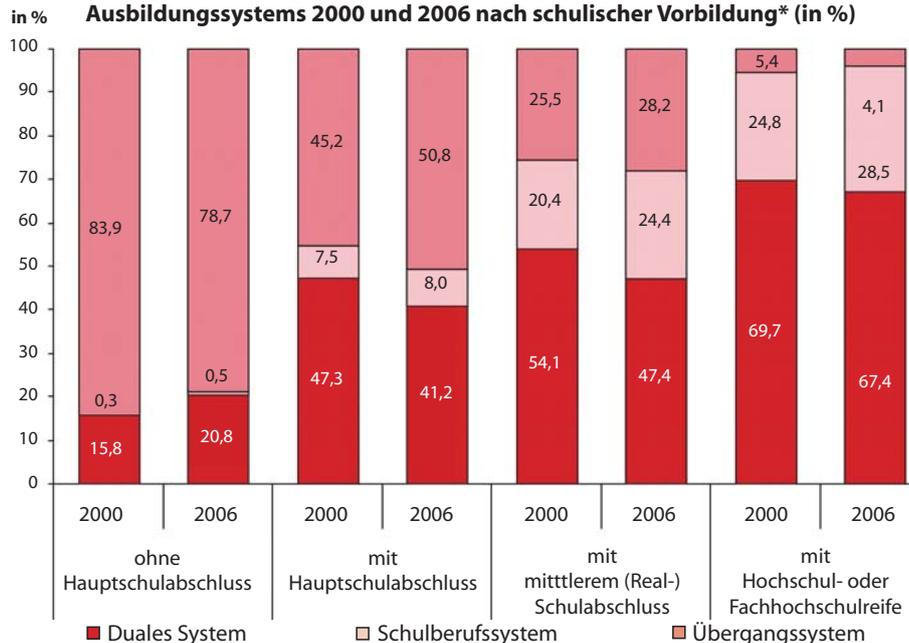
Beim Übergang wirkt sich neben der schulischen Vorbildung auch die Zugehörigkeit zu ethnischen bzw. kulturellen Gruppierungen aus. In einer Langzeitbetrachtung ist diese nur nach dem Ausländerstatus zu verfolgen.

**Abb. 1: Verteilung der Neuzugänge auf die drei Sektoren des beruflichen Ausbildungssystems 1995, 2000 und 2006**



Quelle: Statistische Ämter des Bundes und der Länder, eigene Berechnungen und Schätzungen auf Basis der Schulstatistik; Bundesagentur für Arbeit, eigene Berechnungen.

**Abb. 2: Verteilung der Neuzugänge auf die drei Sektoren des beruflichen Ausbildungssystems 2000 und 2006 nach schulischer Vorbildung\* (in %)**



\* Neben den Absolventen aus den allgemeinbildenden Schulen des gleichen Jahres sind auch solche aus früheren Entlassjahrgängen enthalten, die zunächst in Einrichtungen des Übergangssystems oder in privaten Feldern untergekommen waren. Ohne Neuzugänge mit sonstigen Abschlüssen.

Quelle: Statistische Ämter des Bundes und der Länder, eigene Berechnungen und Schätzungen auf Basis der Schulstatistik; Bundesagentur für Arbeit, eigene Berechnungen

„sonstigen Bildungsgängen“ (61 Prozent).

Die geschlechtsspezifischen Disparitäten beim Übergang in die Berufsbildung decken eine Konstellation auf, die in dem öffentlichen Geschlechter-Diskurs der letzten Jahrzehnte, der auf die Ausbildungsbenachteiligung der Mädchen und jungen Frauen ausgerichtet war, kaum thematisiert worden ist. Diese neue Konstellation erhöht die Scheiternsrisiken von Jungen und jungen Männern im Übergang von der allgemeinbildenden Schule in eine Ausbildung beträchtlich. Sie betrifft nach der bisherigen Analyse vor allem die Jungen in dem unterem schulischen Vorbildungsniveau, noch einmal stärker die mit Migrationshintergrund.

Die neue Konstellation geschlechtsspezifischer Disparität scheint an zwei Strukturentwicklungstendenzen gebunden zu sein, die sich im letzten Jahrzehnt durchgesetzt haben: an die relative Verschlechterung des durchschnittlichen Bildungsniveaus von Jungen im Vergleich mit Mädchen und an die langfristige Rückläufigkeit der gewerblich-technischen Berufe in Industrie und Handwerk, die traditionell die große Ausbildungsdomäne für Jungen waren.

### Die Übergangsprozesse

Erst die Betrachtung der Übergangsprozesse macht das ganze Ausmaß der Schwierigkeiten sichtbar, mit denen vor allem die unteren Bildungsgruppen unter den Ausbildungssuchenden zu kämpfen haben. Im folgenden werden die Einmündungsprozesse von Jugendlichen, die am Ende ihrer Schulzeit entweder eine Ausbildung im dualen oder im Schulberufssystem anstrebten, genauer ausgeleuchtet.

Bei der betrieblichen Berufsausbildung sieht die Entwicklungsdynamik der Einmündung im Verhältnis zwischen unterer und mittlerer Vorbildungsgruppe wie folgt aus: Jugendliche mit maximal Hauptschulabschluss finden zur Hälfte erst nach 13 Monaten

Dies bedeutet, dass zwar die Richtung getroffen wird, die Größenordnung der Probleme aber untergewichtet ist.

Aktuell stellt sich die Verteilung der ausländischen Jugendlichen unter den Neuzugängen zur beruflichen Bildung noch wesentlich ungünstiger dar als bei den deutschen Ausbildungsanfängern: Die Gesamtheit der Neuzugänge verteilt sich zu 43,5 Prozent auf die duale Ausbildung, zu knapp 17 Prozent auf das Schulberufssystem und zu 40 Prozent auf das Übergangssystem (vgl. Abb. 1). Für ausländische Jugendliche sind die entsprechenden Werte 28 Prozent duale Ausbildung, 11,5 Prozent Schulberufssystem und gut 60 Prozent Übergangssystem. Dem aktuellen Zustand liegt eine längerfristige Entwicklung zugrunde, in der sich ein Abwärtstrend der Ausbildungsteilnahme junger Ausländer manifestiert. In den späten 1980er und frühen 1990er Jahren, in denen ab 1986/87 das betriebliche Ausbildungsplatzangebot die Nachfrage übertraf, stieg der Ausländeranteil an den Auszubildenden im dualen System bis 1994 ziemlich

kontinuierlich an. Ab 1995 fiel er dann kontinuierlich von einem Bestand von 8 Prozent auf 4 Prozent ab.

### Geschlechtsspezifische Differenzen

Bei den geschlechtsspezifischen Disparitäten im Übergang kommt es in einer langfristigen Perspektive zu einer Angleichung der Geschlechter bei den vollqualifizierenden Ausbildungsgängen – mit Übergewichten der Männer im dualen System und einer starken Dominanz der Frauen im Schulberufssystem.

Im Vergleich zu den Frauen gestaltet sich der Übergang von der Schule in eine Berufsausbildung für junge Männer deutlich schwieriger. Mit leicht steigender Tendenz liegt der Männeranteil am Übergangssystem 2006 bei über 57 Prozent. Die größeren Unsicherheiten der männlichen Schulabsolventen und -abgänger zeigen sich auch darin, dass sie in allen Maßnahmetypen die Mehrheit stellen – am stärksten bei den eher weniger spezifischen Maßnahmetypen wie den berufsvorbereitenden Maßnahmen der BA (59 Prozent), dem Berufsvorbereitungsjahr (61 Prozent) oder den

**Fortsetzung von S. 3**

einen Ausbildungsplatz, Jugendliche mit mittlerem Abschluss bereits nach drei Monaten. Nach 18 Monaten können die Jugendlichen mit oder ohne Hauptschulabschluss ihren Anteil auf 60 Prozent steigern, die mit Mittlerem Abschluss auf 70 Prozent. Umgekehrt heißt das auch: Im ersten Fall sind auch nach anderthalb Jahren zwei Fünftel von denen, die eine betriebliche Ausbildung ansteuerten, noch nicht in einer eingemündet. Bei den Jugendlichen mit Mittlerem Abschluss lag dieser Anteil bei 30 Prozent (Abb. 3).

Junge Frauen waren bei der Einmündung sowohl im Hinblick auf die Schnelligkeit als auch im Einmündungsniveau nach zweieinhalb Jahren ungünstiger gestellt. Bei ihnen liegt die Einmündungswahrscheinlichkeit zu diesem Zeitpunkt bei zwei Dritteln, bei den jungen Männern immerhin bei fast vier Fünfteln (Abb. 3). Insofern bleibt die duale Ausbildung im Übergangsprozess immer noch mehr Domäne der Männer.

Obwohl bei Schulende Jugendliche mit und ohne Migrationshintergrund gleich häufig eine betriebliche Ausbildung anstrebten, verliefen die Übergangsprozesse für Jugendliche mit Migrationshintergrund im Hinblick auf

Dauer und Erfolgsniveau sehr viel ungünstiger: Erst nach 17 Monaten erreichten 50 Prozent von ihnen einen Ausbildungsplatz – ohne Migrationshintergrund bereits nach drei Monaten. Nach anderthalb Jahren lag bei ihnen die Übergangsquote bei 60 Prozent, bei den Jugendlichen ohne Migrationshintergrund bei 77 Prozent. (Abb. 3).

Entsprechend der Geschlechtsspezifität des Schulberufssystems haben hier die männlichen Jugendlichen die schlechteren Karten. Insgesamt bleibt bei der schulischen Berufsausbildung das Gesamtniveau der Einmündung deutlich unter dem der betrieblichen Ausbildung: Sechs Monate nach Schulende hatte erst ein Viertel derjenigen, die eine entsprechende Ausbildung anstrebten, diese auch begonnen (Abb. 4), nach 18 Monaten erst 35 Prozent und nach 30 Monaten erst 45 Prozent. Diese niedrige Einmündungsquote ist erklärungsbedürftig. Sie kann zum Teil daran liegen, dass einige Schulberufe den mittleren Abschluss oder das Erreichen des 18. Lebensjahres voraussetzen. Dass allerdings nach zweieinhalb Jahren erst 45 Prozent derjenigen, die bei Schulende eine schulische Berufsausbildung anstrebten, diese auch erreichten, ist damit allein nicht mehr erklärbar. Dies verweist auf

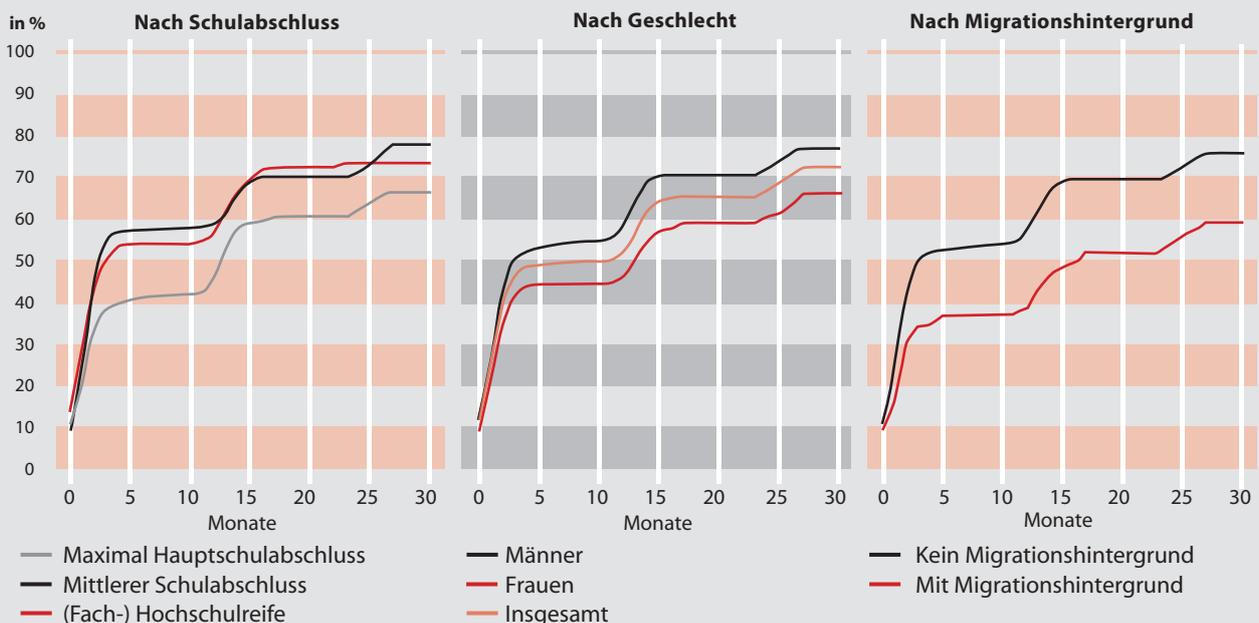
Schwächen im Übergangsprozess, die sowohl im berufsschulischen Angebot als auch darin begründet sein können, dass der Wunsch von Schulabsolventen und -abgängern bei den Schulberufen sehr viel weniger sicher ist als beim dualen System. Ein Teil der Schulberufsausbildungen – insbesondere im Bereich der kaufmännischen Assistenzberufe – wird nach Auskunft von Berufsfachschuldirektoren als second best oder sogar als Übergangslösung für eine betriebliche Ausbildung angesehen. Der Image-Vorsprung dualer gegenüber vollzeitschulischer Ausbildung am Arbeitsmarkt führt wahrscheinlich zu zeitraubenden Unsicherheiten und Umwegen der Jugendlichen.

**Fazit zum Übergangssystem: hoher Zeitaufwand – begrenzte Effekte**

Zusammenfassend lassen sich aus der Sozialstrukturanalyse und der Verlaufsbetrachtung der Übergangsprozesse einige Schlussfolgerungen ziehen:

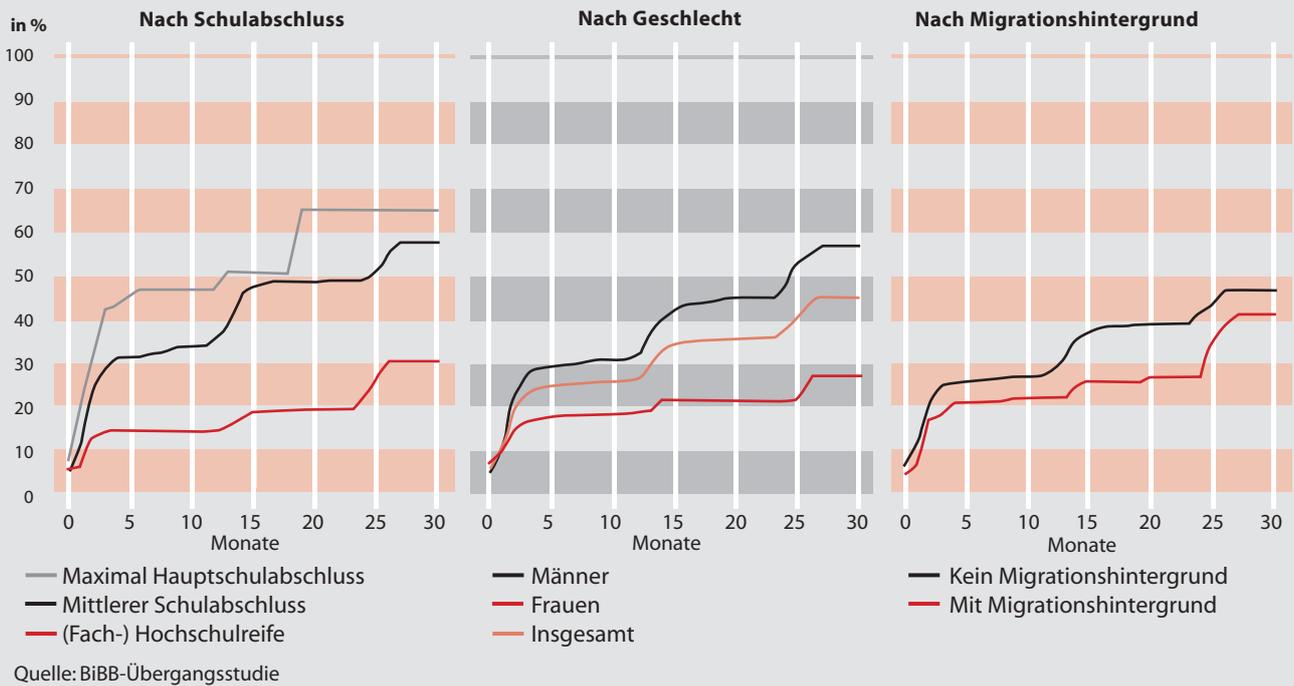
- Die Einmündungsprozesse dauern relativ lange und sind für größere Anteile von Jugendlichen selbst anderthalb Jahre nach Schulende immer noch nicht von Erfolg gekrönt. Hierbei sehen Dauer und Erfolgsquote der Einmündung beim Schulberufssystem deutlich ungünstiger

**Abb. 3: Wahrscheinlichkeit der Einmündung in eine betriebliche Berufsausbildung – Jugendliche, die bei Verlassen des allgemeinbildenden Schulsystems eine betriebliche Ausbildung suchten (in %)**



Quelle: BiBB-Übergangsstudie

**Abb. 4: Wahrscheinlichkeit der Einmündung in eine Ausbildung in einem Schulberuf – Jugendliche, die bei Verlassen des allgemeinbildenden Schulsystems eine schulische Ausbildung suchten (in %)**



tiger aus als beim dualen System. Was hier bei den Übergangsprozessen in eine vollzeitschulische Ausbildung abläuft, erscheint dringend aufklärungsbedürftig.

- Die Phase des Übergangs in eine Ausbildung hat sich für Jugendliche mit und ohne Hauptschulabschluss zeitlich besonders stark ausgedehnt. Sie verzögert für die Mehrheit dieser Jugendlichen den Eintritt in Beschäftigung bis über das 20. Lebensjahr hinaus. Dass von ihnen auch zweieinhalb Jahre nach Schulende noch zwei Fünftel ohne qualifizierende Ausbildung sind, weckt Zweifel an der Wirksamkeit des institutionellen Übergangsmanagements.
- Wenig befriedigend gelöst erscheint das Problem der beruflichen Integration der Jugendlichen mit Migrationshintergrund – sowohl bezogen auf die deutlich niedrigere Repräsentanz in den vollqualifizierenden Ausbildungen als auch im Hinblick auf die im Vergleich mit Jugendlichen ohne Migrationshintergrund sehr lange Dauer des Übergangs. Zugespitzt werden diese Probleme noch einmal bei der Kombination Migrationshintergrund und maximal Hauptschulabschluss, bei der nach zwei Jahren nur ein Drittel in Ausbildung ist.

Vor dem Hintergrund der hier präsentierten Daten fällt die Bewertung des Übergangssystems kritisch aus: Zwar gelingt es, mit viel Zeit- und Personaleinsatz etwa der Hälfte der Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Übergangssystem eine qualifizierende Ausbildungsperspektive zu vermitteln. Auf der anderen Seite aber steht der nicht erfolgreiche Teil derjenigen, für die aller Zeit- und Lernaufwand vergeblich bleibt. Die Gründe für die Schwächen des Übergangssystems sind vielfältig und komplex. Sie liegen in dem schwer aufzuklärenden Zusammenspiel von Angebotsstrukturen im Ausbildungsmarkt mit individuellen Hintergrundmerkmalen der kognitiven, motivationalen und sozialen Kompetenzen Jugendlicher.

Das Hauptproblem der begrenzten Effizienz des Übergangssystems liegt u. E. in der unzulänglichen Koordination des Übergangsmanagements. Sie ist zurückzuführen auf die unterschiedlichen Steuerungslogiken der am Übergangssystem beteiligten Institutionen – allgemeinbildende Schulen, Berufsfachschulen, Betriebe, Arbeitsverwaltung, freie Träger bei der Durchführung von Maßnahmen, um nur die wichtigsten zu nennen. Und sie bewirkt Desorganisation. Eine Ver-

änderung ist nicht von einer einzelnen Institution zu erwarten, auch nicht von der Schaffung von noch mehr Übergangsmaßnahmen, sondern nur von einer besseren Koordination und Steuerung des gesamten Übergangskomplexes – beginnend in der Sekundarstufe I des allgemeinbildenden Schulwesens und endend in der Berufsbildung, in der Leistungen aus dem heutigen Übergangssystem Anerkennung finden müssen. Die nötigen Abstimmungsprozesse können nicht allein von der Bildungspolitik gelöst werden. Sie erfordern das Zusammenwirken der Akteure des Arbeitsmarktes und der (Berufs-) Bildungspolitik.

*Literatur:*

Autorengruppe Bildungsberichterstattung (2008): *Bildung in Deutschland. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu Übergängen im Anschluss an den Sekundarbereich I, (im Auftrag der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland und des Bundesministeriums für Bildung und Forschung), Bielefeld: W. Bertelsmann Verlag.*  
 Reinberg, A./Hummel, M. (2006): *Zwanzig Jahre Bildungsgesamtrechnung: Entwicklungen im Bildungs- und Erwerbssystem Ost- und Westdeutschlands bis zum Jahr 2000, Nürnberg.*

**Mobiles Internet und Handy-TV**

**Innovationsbarrieren: Probleme bei der mobilen Nutzung elektronischer Medien**

Die rasche und breitflächige Durchsetzung der Mobiltelefonie und des Internets bei privaten Konsumenten hat seit Beginn dieses Jahrzehnts weitergehende Hoffnungen auf das Innovationspotential von Informations- und Kommunikationstechnologien geweckt. Eine verbreitete Erwartung war, dass von den neuen (drahtlosen) Übertragungstechnologien, wie UMTS oder WLAN, sowie den immer leistungsfähigeren und gleichzeitig kleineren Endgeräten ein Innovationsschub ausgehen könnte, der zur massenhaften mobilen Nutzung des Internet und anderer elektronischer Medien führen würde. Der Zugriff auf Internet, TV und andere Medien schien in absehbarer Zeit – wie das Telefonieren – jederzeit und überall möglich zu werden. Ähnlich wie schon beim stationären Internet sollten mobile Übertragungstechnologien dabei eine Vielfalt von Anwendungen ermöglichen. Neben der mobilen Medienutzung (Internet, TV, Musik, Gaming) sollten UMTS, WLAN und andere Übertragungstechnologien als Plattform für multimediale Mobilkommunikation (MMS), sog. „location based services“ und generell für mobile kommerzielle Nutzungen (m-commerce, m-business, m-payment) dienen.

Mobilfunk-Provider, Netz- und Gerätehersteller sowie Inhaltsanbieter haben in den letzten Jahren viel in diese Ent-

wicklungsoption investiert. Die hohen Investitionen für die UMTS-Lizenzen und den Ausbau der UMTS-Netze markierten nur den Ausgangspunkt. Hinzu kommen beispielsweise Mittel zur Entwicklung von WAP-Diensten (als mobiler Variante des WWW), von „location based services“ und mobilen Downloadportalen sowie nicht zuletzt die Entwicklung und Erprobung unterschiedlicher Technologien und Plattformen für mobiles Fernsehen.

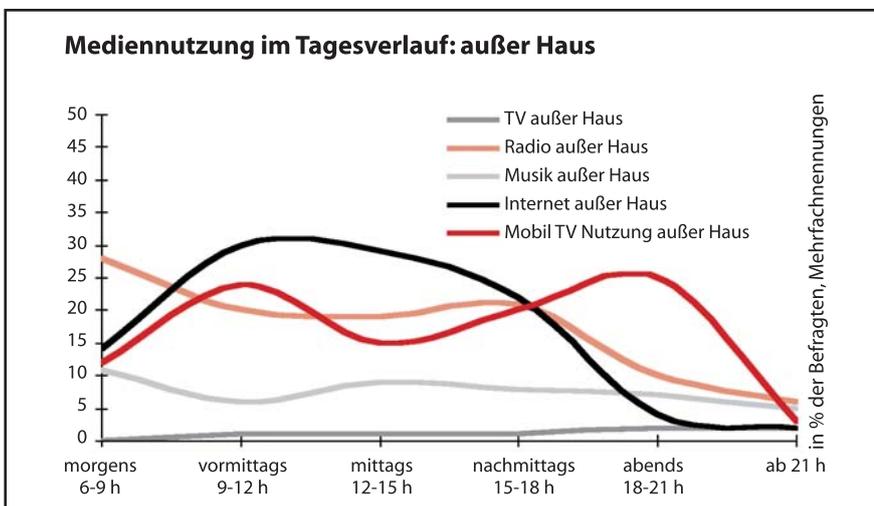
**Innovationsschub mobiler Nutzung bislang ausgeblieben**

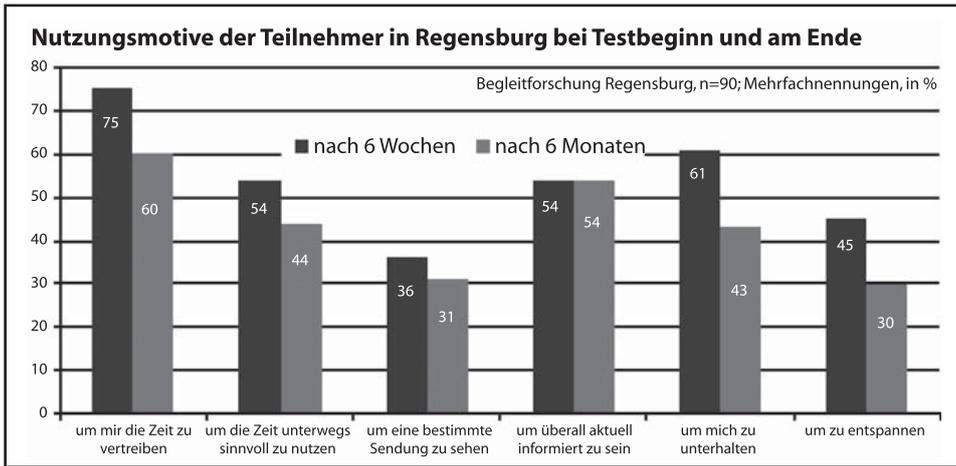
Zieht man eine Zwischenbilanz, dann ist allerdings nicht zu übersehen, dass der erwartete Innovationsschub bislang ausgeblieben ist. Manche Anwendungen (wie WAP oder m-commerce) haben sich als glatte Flops erwiesen, andere (wie mobile Downloads, MMS, mobiles Gaming oder „location based services“) entwickeln sich eher zögerlich. Und die Einführung von mobilem Fernsehen schwankt seit dem WM-Jahr 2006 zwischen Euphorie und Krise. In den Jahren 2006 und 2007 wurden bundesweite Lizenzen für unterschiedliche mobile TV-Technologien vergeben. Der erste Anlauf zur Markteinführung von Handy-TV (2006-2008 auf Basis der sog. DMB-Technologie) ist gescheitert. Die Betreiber der Alternativ-Technologie (DVB-H) sind bislang nicht aus den Startlöchern gekommen. Und Geräte zur Nutzung von DVB-T (des

digitalen terrestrischen TV-Standards) als dritter technischer Alternative für Handy-TV stehen gegenwärtig erst am Beginn der Markteinführung.

Negativ fällt die Zwischenbilanz auch beim Mobilem Internet aus: Obwohl die technischen Voraussetzungen mittlerweile weitgehend gewährleistet sind, bewegt sich die mobile Internetnutzung immer noch auf niedrigem Niveau. Im Jahr 2007 deckten die UMTS-Netze – je nach Anbieter – zwischen 56 Prozent und 80 Prozent des Bundesgebietes ab (RegTP, Tätigkeitsbericht 2007, S. 83), und gut die Hälfte der Handys im Markt sind mittlerweile UMTS-fähig. Dennoch gehen erst etwa 10 Prozent der Bevölkerung mit dem Handy ins Internet (die Angaben schwanken hier zwischen 8 Prozent, die von der ARD/ZDF Online-Studie für das Jahr 2007 ermittelt wurden, und 13 Prozent laut einer aktuellen Umfrage des Beratungsunternehmens Accenture; vgl. Media Perspektiven 08/2008, S. 374; Accenture, 06/08).

Unsere These ist: Die zögerliche Ausbreitung der mobilen Nutzung von Internet und TV liegt weder an einem fehlenden Interesse der Nutzer am mobilem Konsum dieser elektronischen Medien noch an einem Mangel an attraktiven Inhalten. Die Probleme liegen vielmehr darin begründet, dass die Kontexte für mobile Mediennutzung Besonderheiten gegenüber den etablierten stationären Nutzungskontexten aufweisen, die in den bisherigen Innovationsstrategien der Anbieter von Geräten und Services nicht hinreichend berücksichtigt werden. Wir stützen diese Thesen auf empirische Befunde aus einem Forschungsprojekt über „Mobiles Internet“ und neue mobile Medien. In diesem Forschungsprojekt wurden von 2004 bis 2008 Nutzungsstudien durchgeführt, insbesondere zum mobilen TV. Wir wollen diese These zunächst mit Befunden aus den Nutzerstudien zum mobilen TV veranschaulichen, um dann die Besonderheiten mobiler Medienutzung zu charakterisieren und die





These der Innovationsbarrieren zu begründen.

**Probleme mobiler Mediennutzung – Handy-TV als Exempel**

Die Anbieter von Inhalten für mobile Mediennutzung waren davon ausgegangen, dass sie spezifische – gleichsam „handy-gerechte“ – Inhalte und Formate entwickeln müssen, um das Interesse potentieller Nutzer zu wecken. Vor diesem Hintergrund zeigen die Ergebnisse unserer Befragung der Teilnehmer der beiden Pilotprojekte in München (2006) und Regensburg (2007) einen ersten bemerkenswerten Befund: Die Teilnehmer sind weniger daran interessiert, besondere, eigens für die mobile Nutzung erstellte Inhalte anzuschauen. Vielmehr wollen sie über Handy-TV Zugang zu den Inhalten erhalten, die sie auch zuhause konsumieren. Erwartet wird auch beim mobilen Fernsehen das klassische Spektrum von TV-Sendern und -Formaten, darunter nach Möglichkeit natürlich auch der eigene Lieblingssender. Neuen Angeboten „on Top“ stehen die Probanden zwar nicht grundsätzlich ablehnend gegenüber, aber diese Angebote konkurrieren mit den etablierten TV-Marken. Der inhaltliche Schwerpunkt der mobilen TV-Nutzung lag dabei in der ersten Hälfte des Tages auf aktuellen Nachrichten, Informationen und Musik, nachmittags und abends haben die Teilnehmer darüber hinaus auch Unterhaltungssendungen angeschaut.

Die Teilnehmer der Pilotprojekte zeigen Interesse am mobilen Fernsehen. Dieses Interesse geht wesentlich auf die Attraktivität der klassischen TV-Inhalte zurück und auf den Wunsch, auch

unterwegs auf diese Inhalte zugreifen zu können. Im Pilotprojekt Regensburg ist das Interesse an der Nutzung von Handy-TV im Zuge des Projektverlaufs sogar gestiegen: Vor Beginn des Tests wollten 19 Prozent der Teilnehmer mobiles TV „definitiv nutzen“, nach 6 Monaten waren es 48 Prozent (n=90). Im Unterschied zur Nutzungsabsicht – dies ein zweiter wichtiger Befund – ist die tatsächliche Nutzung in den 6 Monaten des Projektverlaufs allerdings beständig zurück gegangen. In den ersten Wochen hat noch ein Viertel der Teilnehmer täglich mit dem Handy ferngesehen, insgesamt zwei Drittel mindestens mehrmals in der Woche. Nach 6 Monaten schauten nur noch 11 Prozent täglich, ein Viertel mehrmals in der Woche. Viele nutzten mobiles Fernsehen nur noch bei wenigen, besonderen Gelegenheiten.

Hintergrund für diese Diskrepanz zwischen Nutzungsabsicht und tatsächlicher Nutzung ist, so unsere Interpretation der Befunde, dass die Teilnehmer zwar an denselben TV-Inhalten interessiert sind, die sie auch stationär nutzen. Allerdings unterscheiden sich Zwecke und Motivlagen bei mobiler Nutzung von stationärem TV-Konsum. Anders als beim klassischen TV-Konsum liegen wichtige Motive für die Nutzung von Mobil-TV darin, Warte- und Pendelzeiten auszufüllen („um die Zeit unterwegs sinnvoll zu nutzen“) bzw. sich dabei „die Zeit zu vertreiben“ (vgl. Schaubild 1). Diese Motive korrespondieren mit den Situationen, in denen mobiles Fernsehen in den Pilotprojekten genutzt wurde: vor allem unterwegs (im Bus, zu Fuß oder auch im Auto), in Pausen oder in Wartesituationen. Nur etwa ein Drittel der Nutzung entfällt auf den häuslichen

Kontext. Diese Differenz von Nutzungsmotiven und -kontexten ist folgenreich für die Praktikabilität mobiler TV-Nutzung.

**Mobiles Internet – vergleichbare Problematik**

Probleme der Praktikabilität mobiler Mediennutzung erklären auch die eingangs dargestellten geringen Nutzungsraten für das mobile Internet trotz verfügbarer Netze und Endgeräte. Beim Internet liegen die niedrigen Anteile mobiler Nutzung über das Handy nicht etwa daran, dass

die Internetnutzung sich auf zuhause beschränken oder auf die Tageszeiten konzentrieren würde, zu denen sich die Nutzer zuhause aufhalten. Die Ergebnisse einer repräsentativen Befragung zur Mediennutzung, die wir 2007 in Regensburg durchgeführt haben (n=860), zeigen: Ein wesentlicher Teil der Internetnutzung findet tagsüber und außer Haus statt – am Arbeitsplatz, in der Schule oder der Universität (vgl. Schaubild 2). Das Internet ist, neben Radio- und Musikhören, zum wichtigsten medialen Tagesbegleiter avanciert. Von allen elektronischen Medien wird das Internet am kontinuierlichsten über den gesamten Tagesverlauf hinweg in Anspruch genommen. Umso erstaunlicher ist die geringe Internetnutzung mit dem Handy. Stattdessen haben sich Notebooks (mit WLAN und/oder UMTS-Zugang) für die mobile Internetnutzung rasch ausgebreitet. Allerdings sind Notebooks (bisher) kein Endgerät für eine Nutzung „jederzeit und überall“. Von den – sogar überdurchschnittlich technikaffinen – Teilnehmern des Pilotprojekts in München haben zwar 98 Prozent täglich oder fast täglich ein Handy dabei, wenn sie unterwegs sind, aber lediglich 16 Prozent einen Laptop.

**Eigenheiten mobiler Nutzungskontexte**

Mobile Mediennutzung im Sinne von „jederzeit und überall“ ist selten in der gleichen Weise möglich wie zuhause. Mobile Mediennutzung findet – wie wir gesehen haben – in unterschiedlichen und wechselnden sozialen Kontexten statt. Im Unterschied zum häuslichen Kontext, der nicht nur ein „fester“ Ort ist, sondern darüber hinaus privat

**Fortsetzung von S. 7**

und von den Akteuren in seiner Struktur sehr stark nach ihren Präferenzen gestaltbar, sind mobile Nutzungskontexte oft gerade nicht privat, sondern öffentlich. Ihre Strukturierung ist anfällig für äußere Einflüsse, die vom einzelnen Akteur nur sehr begrenzt beeinflussbar sind.

Die Folge ist, dass die von zuhause gewohnten Rezeptionspraktiken nicht (oder nur selten) auf mobile Nutzungskontexte übertragen werden können. Dabei variiert der Grad der Besonderheit mobiler Mediennutzung offensichtlich mit den Inhalten und Medienformaten. Der Konsum von Musik ist auch dann sinnvoll, wenn die Aufmerksamkeit geteilt werden muss, wenn man zwischendurch etwas anderes tun oder ausschalten muss. Bekanntlich zielt Musikkonsum ganz überwiegend darauf ab, das zu hören, was man bereits kennt. Weil dies so ist, ist der Musikkonsum „nebenbei“ verbreitet, und die Konsumenten tolerieren es, Stücke nicht komplett zu hören. Während also Musik hören gerade von der Wiederholung lebt, zielt der TV-Konsum (wie auch die Nutzung des Internet) auf Neues. Allein das erfordert schon höhere Aufmerksamkeit und impliziert eine geringere Toleranz gegenüber Unvollständigkeiten.

Hinzu kommen die komplexere Struktur der Inhalte und das visuelle Format. Diese Medien fordern ein vergleichsweise hohes Maß an Aufmerksamkeit und sind bei der Zeitverwendung nicht beliebig skalierbar. Wie groß ein Zeitfenster für den Medienkonsum ist, wann es beginnt und wann es endet, wie oft man bei der Nutzung unterbrochen oder abgelenkt wird, all dies hängt von äußeren Bedingungen ab, die für Akteure in mobilen Nutzungskontexten sehr viel schwerer gestaltbar sind als zuhause oder am Arbeitsplatz. Zeitfenster für mobile Nutzung sind oft kurz und in ihrer Lage nur begrenzt planbar. Das Problem bei der mobilen TV-Nutzung besteht darin, für diese Zeitfenster passende Inhalte zu finden. Es gelingt den Teilnehmern zu selten, ihre Nutzungsbedarfe (unterwegs, in Pausen, beim Warten) mit dem gerade zu diesem Zeitpunkt verfügbaren Programmangebot zur Deckung zu bringen. Dabei

spielt zum einen die Inkompatibilität der Zeitstrukturen eine Rolle. Auf die Frage nach erwünschten Zusatzoptionen für das mobile TV antwortet die große Mehrheit der Interessenten in der repräsentativen Vorbefragung in Regensburg: Möglichkeiten zum zeitversetzten Schauen, im einfachsten Fall durch Videorecorderfunktionen auf dem Handy (vgl. Schaubild 3). Zum anderen bieten die verfügbaren Geräte und deren Software zu wenig Unterstützung dafür, innerhalb der verfügbaren Inhaltsangebote schnell und unkompliziert navigieren zu können.

Bei der Web-Nutzung stellen sich diese Probleme noch sehr viel drastischer. Für das Surfen im Web sind interaktive Auswahlprozesse konstitutiv. Sie ermöglichen den gezielten Zugriff auf individuell gewählte Inhalte – um den Preis komplizierter Navigationsanforderungen, die der Nutzer überwinden muss, bevor er konsumieren kann. Die Komplexität der Navigation wird von den bisherigen Endgeräten kaum reduziert, erste Ansätze bietet beispielsweise das iPhone von Apple.

Die Überwindung dieser Innovationsbarrieren ist keineswegs unmöglich. Unser Argument ist allerdings, dass sie nicht so sehr von der Entwicklung spezieller („handy-gerechter“) Inhalte und Formate zu erwarten ist. Vielmehr bedarf es geeigneter (software-) technischer Unterstützung, um den Nutzern einen Zugriff auf Inhalte zu ermöglichen, der an die Eigenheiten mobiler Nutzungskontexte angepasst ist. Gegenwärtig verbessern sich die technischen Voraussetzungen hierfür (etwa durch neue mobile Chips und eine offenerere Systemumgebung). Welche An-

stöße hiervon für Innovationen auf der Anwendungsebene ausgehen, bleibt freilich abzuwarten.

**Informationen zum Projekt:**

**Titel:** Mobiles Internet: Entstehung neuer Nutzungsformen?

**Gefördert** vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) im Rahmen des Forschungsverbundes Mediaconomy

**Laufzeit:** 6/2003 – 12/2007

**Titel:** Nutzerforschung im Rahmen der Pilotprojekte zum mobilen Fernsehen in München und Regensburg (MiFriends)

**Gefördert** von der Bayerischen Landeszentrale für neue Medien (BLM)

**Laufzeit** 5/2006 – 10/2006 (München), 5/2007 – 10/2008 (Regensburg)

**Projektverantwortlich:**

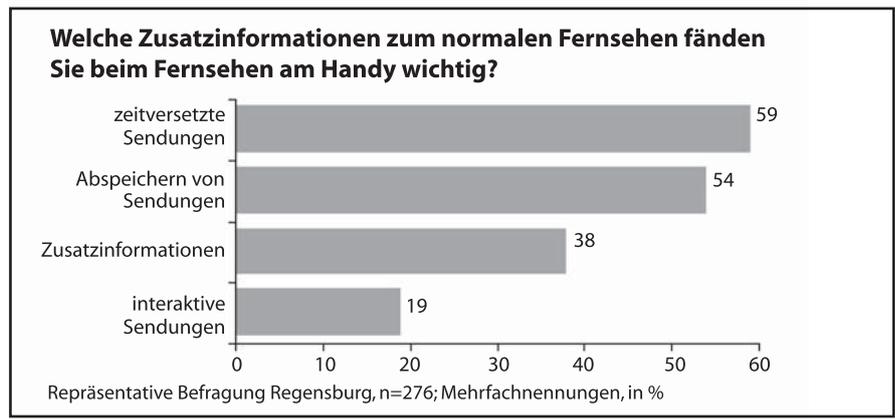
Prof. Dr. Volker Wittke

**Projektbearbeiterin:** Dipl.-Sozialwirtin Heidemarie Hanekop

**Veröffentlichungen:** Hanekop, H. (2008): DMB-Projekt MI FRIENDS – Ergebnisse der Begleitforschung München. In: BLM Schriftenreihe Band 86, München.

Hanekop, H.; Wittke, V. (2006): Die Entwicklung neuer Formen mobiler Kommunikation. In: Göttinger Schriften zur Internetforschung Band 1; Universitätsverlag Göttingen.

Hanekop, H./Wittke, V. (2005): Der Kunde im Internet. In: Jacobsen, H.; Voswinkel, S.: Der Kunde in der Dienstleistungsbeziehung. VS Verlag, Wiesbaden.



## Verbundprojekt GVP „Globales Variantenproduktionssystem“ Gestaltung internationaler Kooperationsbeziehungen in mittelständischen Unternehmen

### von Knut Tullius

Die zunehmend grenzüberschreitende Ausdifferenzierung und Integration unternehmerischer Wertschöpfungsketten („Globalisierung“) stellt Unternehmen vor erhebliche Koordinations- und Kooperationsprobleme. Speziell mittelständischen Firmen fehlt es oftmals an den materiellen und immateriellen Ressourcen, um neue Formen grenzüberschreitender Arbeitsteilung erfolgreich zu etablieren und zu entwickeln. Das Verbundprojekt „GVP“ hat sich zum Ziel gesetzt, mit und für (vor allem) mittelständische deutsche Unternehmen ein integriertes Set von Methoden und Instrumenten zu entwickeln, welches Unternehmenspraktikern Entscheidungshilfe im Internationalisierungsprozess gibt (näheres unter: <http://www.gvp-projekt.de>).

Neben dem SOFI, dem Institut für integrierte Produktion Hannover (IPH) und dem Institut für Fabrikanlagen und Logistik (IFA), sind an dem Vorhaben drei Unternehmen aus dem verarbeitenden Gewerbe beteiligt. Diese drei Unternehmen agieren in mehr oder weniger stark ausdifferenzierten und integrierten internationalen Produktionsnetzwerken bzw. betreiben solche. Sie haben ihre Internationalisierungsaktivitäten in den vergangenen fünf Jahren strategisch neu ausgerichtet, ausgeweitet und intensiviert. Veränderte Produkt- und Marktstrategien gehen dort einher mit einer Reorganisation grenzüberschreitender, unternehmensinterner Produktionsprozesse. Damit wachsen für die Unternehmen freilich auch die Anforderungen an deren Koordination und Integration.

Das vom SOFI verantwortete Teilprojekt „Gestaltung Internationaler Kooperationsbeziehungen“ verfolgt zwei Ziele: Zum einen soll gemeinsam mit Unternehmensvertretern ein in der Unternehmenspraxis einsetzbares Instrument zur Bewertung der Ressour-

cenanforderungen internationaler Kooperationen entwickelt werden. Zum anderen soll ein empirischer Beitrag zur aktuellen Globalisierungsdebatte geleistet werden. Dabei liegt der Fokus auf der Analyse der Veränderungsdynamik zwischenbetrieblicher Arbeitsteilung innerhalb der untersuchten Firmen, deren Organisation, Koordination und Integration, den an der Kooperation beteiligten Akteuren, den unternehmerischen Kontrollformen sowie den zwischenbetrieblichen Konflikten und Konfliktlösestrategien.

Im Folgenden werden der Aufbau und die Entwicklung grenzüberschreitender Produktions- und (teilweise) Ent-

gesamt 67 qualitative Interviews mit Managern, Betriebsräten und Beschäftigten in Deutschland und in den insgesamt fünf ausländischen Produktionswerken der beiden Firmen.

Die beiden hier näher betrachteten Firmen, die *Sennheiser Electronic GmbH & Co KG (SE)* und *Sartorius Mechatronik (SM)*, weisen eine Reihe von Gemeinsamkeiten auf. Nicht nur sind sie – wenn auch zu unterschiedlichen Zeitpunkten – jeweils als „spin-off“ deutscher Universitäten entstanden. Beide Unternehmen haben zudem sehr früh ausländische Märkte mit ihren Produkten beliefert, und beide weisen heute einen hohen bis



wicklungsnetzwerke in zwei der drei untersuchten Unternehmen<sup>1</sup> beschrieben. Beleuchtet werden dabei die Unterschiede der zugrunde liegenden Internationalisierungsstrategien, der Koordinations- und Kontrollpraktiken sowie der Veränderungen in den Arbeitsteilungsmustern zwischen deutschen Zentralen und ausländischen Niederlassungen. Die empirische Basis hierfür liefern ins-

sehr hohen Auslandsumsatzanteil auf (80 bzw. 60 Prozent). In beiden Fällen wurden ausländische Märkte bis in die 1990er Jahre ausschließlich von Deutschland aus beliefert – zunächst über Vertriebskooperationen oder Händlernetze, erst seit den 1980ern verstärkt über eigene Vertriebsnetze. Beide Unternehmen verfolgen darüber hinaus Geschäftsmodelle, die in hohem Maße auf Innovationsfähig-

<sup>1</sup> Das dritte untersuchte Unternehmen bleibt in dieser kurzen Betrachtung außen vor, da eine direkte Vergleichbarkeit aus mehreren Gründen nicht gegeben ist.

Fortsetzung von S. 9

keit und Technologieführerschaft (bei Produkt und Prozess) und „diversifizierter Qualitätsproduktion“ (Streeck) basieren. Diese versuchen sie nicht zuletzt durch langjährige Kooperationen mit (vor allem deutschen) Zulieferern, Universitäten und Forschungseinrichtungen sicherzustellen. Beide Unternehmen stellen einen Unternehmenstypus dar, den Whitley (2001) als „kooperative Hierarchie“ bezeichnet hat.

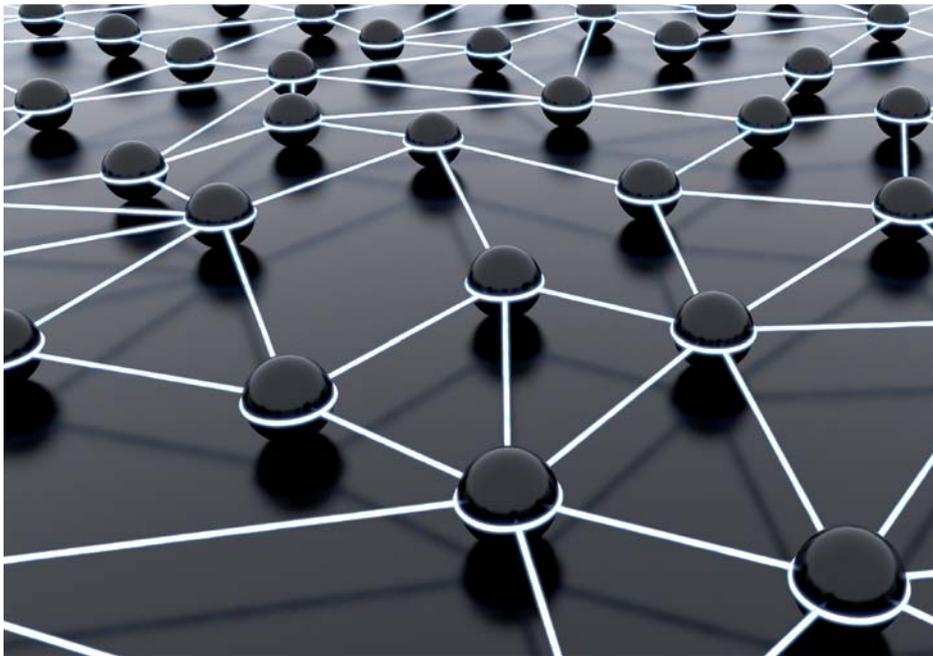
Für beide Unternehmen haben sich darüber hinaus die Markt- und Wettbewerbsbedingungen in den vergangenen zehn bis zwanzig Jahren

maß und Strategie des „Foreign Direct Investment“ (FDI), als auch hinsichtlich der den Auslandsniederlassungen innerhalb der Konzerne zugewiesenen Rollen. Kennzeichnend für beide Fälle ist aber, dass kein firmenspezifisches, als besonders wettbewerbsrelevant eingeschätztes Know-how an ausländische Tochterfirmen verlagert wird.

Beide Firmen haben erst in den 1990er Jahren einen Wechsel ihrer Internationalisierungsstrategie vorgenommen – von einer rein exportorientierten hin zu einer auf unternehmensinterne Netzwirkbildung hin orientierten

einen erheblichen Beschäftigungsabbau am deutschen Standort nach sich. Mittlerweile ist das Werk in Irland der einzige Konzernstandort für die Großserienfertigung von Kopfhörern und besitzt die exklusive Zuständigkeit zur Produktion elektroakustischer Wandler im Kopfhörersegment<sup>2</sup>. Die Wandler liefert das Werk vor allem an Fremdfertiger in Asien („consumer“-Segment) und steuert deren „Supply-Chain“ selbstständig. Das vom irischen Werk entwickelte Maß an Prozess-Know-how verschafft ihm im Konzernverbund eine wichtige strategische Rolle, ohne dass dies an seiner eigentlichen

Position als „reinem“ Produktionsstandort etwas ändern würde: Das Standortprofil umfasst weder die Zuständigkeit für Produkt- oder Prozessneuentwicklung, noch für (strategische) Beschaffung oder für Vertrieb/Marketing. Diese Funktionen bleiben in Deutschland konzentriert. Auch das zweite ausländische Werk, Anfang der 2000er Jahre in den USA gegründet, ist als reiner Montagestandort für vor allem auf dem US-Markt abgesetzte Produkte im „consumer“-Segment aufgebaut worden. Diese wurden zuvor ausschließlich in Deutschland produziert. Allerdings bestanden seit der Gründung des Werkes anhaltende Produktivitäts- und Qualitätsprobleme, die unter anderem durch Defizite in der technologischen



verändert: Marktsättigung in den Triademärkten, Ausdifferenzierung von Märkten und Kundenanforderungen (Produktvarianz), Verkürzung von Produktlebenszyklen, zunehmende Kostenkonkurrenz und zunehmend problematische Währungseffekte haben deren rein exportorientierte Internationalisierungsstrategien in Frage gestellt. Und die Veränderungen haben Prozesse vertikaler organisatorischer Desintegration und der Neubestimmung dessen, was – produkt- und prozessseitig – „Kernkompetenz“ der jeweiligen Unternehmen und der deutschen Standorte ist, in Gang gesetzt. Dabei unterscheiden sich die beiden Fälle sowohl in Tempo, Aus-

Strategie. *Sennheiser* baute Anfang des letzten Jahrzehnts ein Werk in Irland (zum damaligen Zeitpunkt europäischer Low-Cost-Standort) auf, und verlagerte vom deutschen Hauptsitz zunächst die Montage einfachster Kopfhörer für die Passagierluftfahrtindustrie dorthin. Der erste Golfkrieg ließ die Nachfrage in diesem Segment allerdings rapide einbrechen. Um die dort vorhandenen Kapazitäten auszulasten, folgte bald darauf die komplette (drahtgebundene) Kopfhörermontage und Mitte der 1990er Jahre auch die dazugehörige Fertigung der elektroakustischen Wandler – des technologischen Kerns der Geräte – nach Irland. Dies zog

in der Beschäftigungsstruktur verursacht waren. Sie wurden begleitet von massiven Kommunikations- und Abstimmungsschwierigkeiten zwischen deutscher Zentrale und Werk und stellten den Erhalt des Werks – trotz dessen Bedeutung als „marktnahem Komplettierungsstandort“ – in Frage. Erst ein umfangreiches Revirement im örtlichen Management, die Implementierung leistungsfähiger IuK- und Warenwirtschaftssysteme sowie die Reorganisation und Verbesserung standortinterner und übergreifender Kommunikations- und Abstimmungsprozesse führten zum ökonomischen *Turnaround*. Auch der Standort in

<sup>2</sup> Das diesbezügliche Know-how ist freilich in der Zentrale weiter vorhanden. Entsprechende Fertigungen könnten in relativ kurzer Zeit wieder aufgebaut werden. Eine Abhängigkeit vom irischen Werk besteht insofern nicht.

den USA ist reiner Fertigungs- und Montagestandort und wird es auch zukünftig bleiben. Entwicklungsressourcen besitzt das Werk nicht, und – anders als das irische Werk – verfügt es nicht über standortspezifisches Prozess-Know-how. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass beide ausländischen Werke von *Sennheiser* innerhalb der ihnen zugewiesenen Produktsegmente und jährlich vereinbarter Budgets selbständig operieren. Das Ausmaß hierarchischer, anfänglich auch direkter und kleinteiliger Kontrolle und Steuerung („micromanagement“) der Auslandswerke ist einem auf Rahmensteuerung und normative Integration ausgerichteten Steuerungsmodus gewichen. Der Umfang konzerninterner Organisations-, Prozess- und Wissensintegration ist jedoch gering, Interdependenzen zwischen den Einheiten innerhalb des „Produktionsnetzwerks“ bestehen nicht. Die Standorte operieren vergleichsweise isoliert nebeneinander. Interaktionsbeziehungen zwischen den Standorten und zwischen den Standorten und der Zentrale beschränken sich – auf recht hohem Niveau – auf eher informelle Kontakte, die der Vermittlung oder Erzeugung einer Firmenidentität dienen.

Im Fall von *Sartorius Mechatronik* stellt sich die Situation anders dar: Hier sind die Standorte sehr viel stärker in Entwicklungs- und Beschaffungsaktivitäten integriert, die Anforderungen an die Organisation und Steuerung der Netzwerkbeziehungen sind deutlich höher. Hinzu kommt, dass *Sartorius* seine Produktionsaktivitäten phasenweise parallel zu Werksneugründungen auch durch Firmenübernahmen (M&A) internationalisiert hat. Die Koordinations- und Integrationserfordernisse im Internationalisierungsprozess waren dadurch ungleich höher als bei *Sennheiser*. *Sartorius* gründete Mitte des vorigen Jahrzehnts ein Montagewerk in China – mit dem Ziel, den dortigen Markt (und ausschließlich diesen) mit Wägesystemen des unteren Preis- und Leistungssegments zu bedienen. Entwicklungsseitig bestand eine wesentliche Weichenstellung dazu in der Entwicklung modularer Endgeräte und

Baugruppen. Die Produktmodularisierung erlaubt die Trennung in zwei Arten von Komponenten: einerseits Komponenten, in denen firmenspezifisches Know-how steckt (hier: Metrologie) und die grundsätzlich am hiesigen Standort entwickelt und gefertigt werden („Kernkomponenten“), andererseits Komponenten, die vom „Komplettierungsstandort“ im Ausland lokal oder regional beschafft und montiert werden. In diesem Zuge wurden im chinesischen Werk kleine Engineering- und Beschaffungsbereiche aufgebaut, die auf Zulieferqualifizierung und -kontrolle hin orientiert sind. Anfang der 2000er Jahre akquirierte man zwei US-amerikanische Wägesystem-Firmen, von denen lediglich die Marken erhalten blieben. Auch diese sind nun Komplettierungsstandorte für in Deutschland entwickelte Standard-Wägesysteme für die amerikanischen Märkte. Schließlich gliederte man einem bestehenden Biotechnologie-Standort in Indien eine Waagenfertigung an, um von dort aus den stark wachsenden indischen Markt zu beliefern. Wie bei *Sennheiser* verbleiben (technologische) „Kernkompetenzen“ (Messtechnologie/Metrologie) konsequent in der deutschen Zentrale, die entsprechenden Baugruppen werden von dort zugeliefert. Die Auslandswerke in Indien und China sind aber in starkem Maße für die Erschließung und Nutzbarmachung lokaler Lieferantenstrukturen verantwortlich. Und sie übernehmen sukzessive Entwicklungsaufgaben, die über reine Anpassungsentwicklungen (z. B. beim Oberflächendesign) für die jeweiligen Märkte hinausgehen (bzw. hinausgehen sollen). Diese Entwicklungskapazitäten werden von einem dorthin entsandten deutschen Entwickler gezielt aus- und aufgebaut. Eine besondere Bedeutung kommt dabei dem indischen Standort für die Software-Entwicklung, dem chinesischen Standort für die Mechanikentwicklung bei Low-Tech/Low-Cost-Wägesystemen zu. Diese Waagen sollen zunächst für den gesamten asiatischen Markt entwickelt und produziert werden, könnten aber prinzipiell weltweit abgesetzt werden. Diese Internationalisierungsstrategie, die auf zunehmende standortübergreifende

Integration von Entwicklungs- und Beschaffungsaktivitäten zielt, würde leistungsfähige Organisations-, Koordinations- und Kommunikationsstrukturen und -prozesse erfordern. Diese sind jedoch nicht hinreichend entwickelt. Die Steuerung und Kontrolle der Auslandswerke ist durch ein hohes Maß an Hierarchie und politischer Einflussnahme einflussreicher Akteure in der Zentrale gekennzeichnet. Gleichzeitig fehlen transparente, verbindliche und standortübergreifende Organisationsabläufe und Standards. Einer Strategie, die im Prinzip auf konzernübergreifende Integration von Wertschöpfungsaktivitäten ausgerichtet ist, mangelt es in ihrer Realisierung an Organisationsstrukturen und Routinen sowie an einem notwendigen Maß standortübergreifender Formalisierung. Die Folgen sind latente und manifeste Störungen und Konflikte im zwischenbetrieblichen Kooperationsprozess.

*Detaillierte Projektergebnisse erscheinen in Kürze in einem SOFI-working paper. Ergebnisse des Gesamtprojekts werden am 4.12.2008 im Rahmen der Abschlussveranstaltung „Kompetenz Montage“ am Institut für Werkzeugmaschinen und Betriebswissenschaften (iwb) der TU München vorgestellt. Parallel dazu erscheint ein von IFA, IPH und SOFI herausgegebenes praxisorientiertes Handbuch. Darin stellen die beteiligten Institute die im GVP-Projekt entwickelten Instrumente und Methodiken vor. Zudem berichten die beteiligten Unternehmen von ihren Anwendungserfahrungen.*

### **Informationen zum Projekt:**

#### **Titel des Projekts:**

Verbundprojekt: Globales Varianten Produktionssystem (GVP)

**Gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), Förderkennzeichen:**  
02PB4004

**Projektteam:** Prof. Dr. Otfried Mickler, Dr. Knut Tullius

**Laufzeit:** 10/2005 - 12/2008

#### **Website:**

<http://www.gvp-projekt.de>

## Michael Schumann über Richard Sennetts neues Buch „Handwerk“ Schwacher Handwerker

Der Titel des neuen Buchs „Handwerk“ von Richard Sennett macht neugierig. In „Der flexible Mensch“ (1998) hatte Sennett eindringlich und durchaus überzeugend auf Gefahren „der Kultur des neuen Kapitalismus“ hingewiesen. Seine zentrale These war: Unter dem Diktat des dynamischen, globalisierten Kapitalismus und der damit geforderten grenzenlosen Mobilität der Arbeitskraft erodieren die beruflichen Biographien. Es läge also nahe, von seiner neuen Untersuchung entweder Aufschlüsse darüber zu erwarten, wie genau dieser Destruktionsprozess aussieht und wie der besonders tangierte Arbeitstypus des Handwerks davon betroffen ist. Oder man könnte erwarten, dass ein emphatisch und expansiv gewendeter Handwerksbegriff als Grundlage genutzt wird, um belastbare Gegentendenzen zu dieser allgemeinen Tendenz zu präsentieren.

Doch keine dieser Erwartungen wird von Sennett wirklich erfüllt. Im neuen Buch präsentiert sich ein an Historie orientierter Philosoph, nicht mehr der auch empirisch recherchierende Sozialforscher. In einem „kulturell-materialistischen Ansatz“ versucht Sennett, „den Zusammenhang zwischen dem materiellen, dem physischen und dem mentalen Aspekt der Arbeit“ zu analysieren. Dabei will er, wie er es formuliert, den „Animal Laborans vor der Verachtung“ retten. Animal Laborans meint bei Hannah Arendt (seiner akademischen Lehrerin) die düstere Arbeitsprognose für die Mehrheit der Menschen: bloße Anhängsel vom Kapital getriebener technologischer Prozesse, Lasttiere, zu Routinetätigkeiten verdamnte Kulis.

Der Arbeitsbegriff von Sennett im „Handwerk“ versucht hierzu einen Gegenentwurf zu formulieren – in

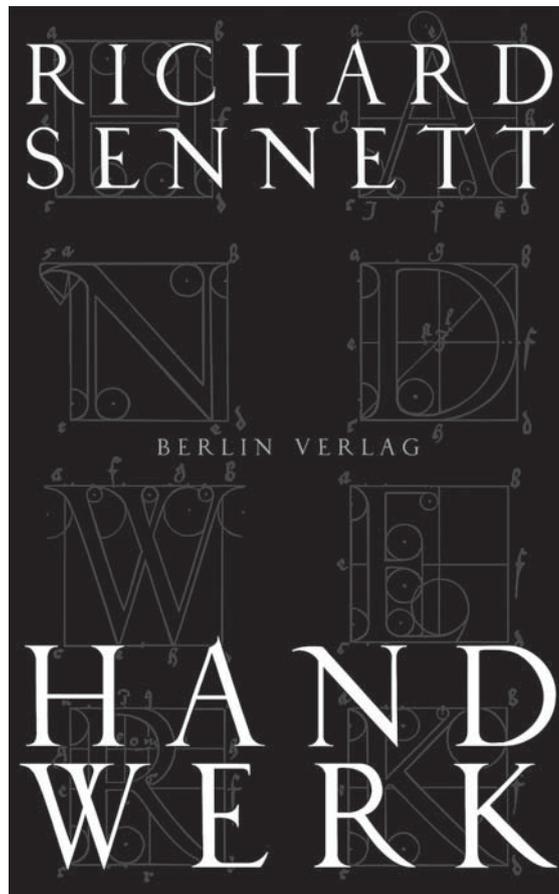
einem weit gespannten Bogenschlag von der aristotelischen Klassik über die enzyklopädistischen Aufklärer um Diderot bis zu den amerikanischen Pragmatisten um John Dewey als Kronzeugen. Es geht Sennett bei der Aufarbeitung der Vergangenheit um Belege dafür, dass es „gute Arbeit“ immer gab und geben wird, dass nahezu alle Menschen dazu befähigt

leider weitgehend unsortierte Zettelkästen. Eine recht chaotische Werkstatt steht zur Besichtigung. Darin sind durchaus spannende Belege aus der Historie des Denkens über Arbeit und zum Praktizieren von Arbeit zu betrachten. Und es werden dazu viele kenntnisreiche Überlegungen des Autors dargeboten. Aber es fehlt der strukturierende Zugriff, der aus Materialien Argumente macht. Die vorgestellten Fakten und Überlegungen wirken allzu zufällig und austauschbar.

Mit dem historischen Material wird ein buntes Spektrum unterschiedlichster Arbeiten und Arbeitsreflexionen aus den zurückliegenden zwei Jahrtausenden ins Spiel gebracht. Da geht es um Goldschmiede und Geigenbauer, um Tischler, Töpfer und Köche, um Laborwissenschaftler und Computerfachleute, um Chirurgen und Dirigenten. Und um noch viele andere Arbeiten. Viele handwerkliche Berufe in unterschiedlichsten historischen Kontexten werden vorgestellt. Aber eben keineswegs nur Handwerke. Wenn (durchaus mit Sennett) für Handwerksarbeit als charakteristische Merkmale die Kombination von Hand- und Kopfarbeit, der Arbeitsanspruch, eine Sache um ihrer Selbst zu tun, Würde dabei zu empfinden und stolz auf die eigene Arbeit zu sein angegeben werden

kann, so hält er sich bei seinen Beispielen und Überlegungen keineswegs an dieses Auswahlraster. Als Kontinuum und ohne begriffliche Abgrenzung werden gleichermaßen Kunsthandwerker und Künstler ins Spiel gebracht, Handarbeiter ohne Kopf und Kopfarbeiter ohne Handarbeit, Büro und Bandarbeiter.

Sennett konstruiert für seine Argumentation gleichsam ein Handwerk



© Berlin Verlag

sind, dass sich die Menschen gerade in Ausübung ihrer Arbeit in ihren Fähigkeiten erst entfalten und schließlich, dass sie gerade erst damit die Voraussetzungen zum „guten Staatsbürger“ entwickeln und so die wichtigsten Prämissen für eine funktionsfähige Demokratie einlösen.

Ohne Zweifel spannende und höchst relevante Fragen. Aber wie werden sie im Buch abgehandelt? Dem Leser wird Einblick gewährt in überfüllte,

„an sich“, das nicht an die Konditionen der Kombination von Hand und Kopf bzw. an körperliche Verrichtungen und Fertigkeiten geknüpft bleibt. Vereint wird die Vielfalt durch ein anthropologisches Bekenntnis: Handwerk verweist „auf ein menschliches Grundbedürfnis: den Wunsch, eine Arbeit um ihrer selbst Willen gut zu machen“ – ein Anspruch, der die Schwierigkeiten unberücksichtigt lässt, dass sich viele Arbeitsformen gegen seine Einlösung sperren. Und ein Anspruch, der die ökonomische Bestimmung beiseite schiebt, dass für die meisten im Erwerb des Lebensunterhalts die zentrale, zudem gesellschaftlich vorgegebene Zwecksetzung gegeben ist, die eine besondere Arbeitswahrnehmung generiert.

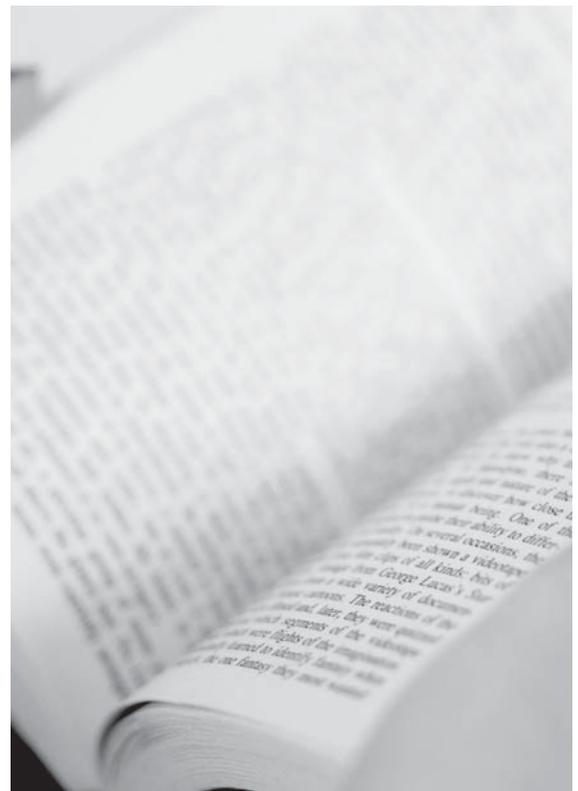
Wer sich Einsichten über die Aktualität des Themas, über die Auswirkungen des „neuen Kapitalismus“ auf handwerkliche Arbeit versprochen hat, wird von dem Buch besonders enttäuscht sein. Über die zunehmenden Schwierigkeiten, unter der Übermacht von Effizienzansprüchen in der globalisierten Ökonomie Handwerksethos noch einzulösen, den Anspruch geltend zu machen, gute Arbeit leisten zu wollen und Würde und Stolz in der Arbeit zu entfalten, erfährt man wenig.

Soweit Sennett sich überhaupt auf die gegenwärtigen Arbeitskonditionen einlässt, erscheinen die vorgestellten Fälle, die meistens als Positiv-Beispiele für den Fortbestand anspruchsvoller Arbeiten ausgewählt sind, wenig überzeugend. Die „kollektiven Kommunikationsformen in japanischen Automobilwerken und die Kooperationspraxis (Teamwork) in Unternehmen wie Nokia und Motorola“ stehen bei Sennett als Beleg für „gute Arbeit“, für „handwerkliche Orientierung“ und für eine Arbeitshaltung, „die Arbeit um ihrer selbst Willen gut (zu) machen“. Da wissen wir über vorliegende Arbeitsanalysen Genaueres – allemal Widersprüchlicheres. Und gerade Nokia ist ein schlagendes Beispiel dafür, in welche Schiefelage der Appell ans „Gute“ mit den von außen gesetzten Kontextbedingungen geraten kann.

Im Handwerk-Buch von Sennett ist es nicht mehr der „neue Kapitalismus“, der im strukturellen Widerspruch zur qualifizierten Berufsarbeit steht – wie noch im „flexiblen Menschen“. Vielmehr wird die Problemlage herunter gespielt zu einer Frage von Organisations-Know-how und goodwill des Einzelnen. „Vielleicht steckt in jedem von uns ein japanischer Ingenieur, der sich dadurch auszeichnen möchte, dass alles, was er tut, gut ist, doch das ist erst der Anfang der Geschichte. Es bedarf einer entsprechenden Sozialisation durch Institutionen. Die Beschäftigten müssen lernen, mit blindem Konkurrenzdenken fertig zu werden und mit den obsessiven Momenten des Arbeitsprozesses umzugehen, indem sie diese Momente hinterfragen und mäßigen. Der Drang, gute Arbeit zu leisten, kann den Menschen ein Gefühl von Berufung geben. Schlecht gestaltete Institutionen ignorieren den Wunsch ihrer Mitglieder nach einem erfüllten Leben, während gut konstruierte Organisationen davon profitieren.“ Der „alte“ Sennett kommt dann doch, philosophierend, sehr voluntaristisch daher. Da sehnt man sich zurück nach dem soziologisch-analytisch argumentierenden Jüngeren, der sich noch der Frage gestellt hat, warum Handwerk zunehmend zerstört wird und Rettungsversuche allzu leicht scheitern.

Der Verweis auf den guten Willen der Beschäftigten und der für die Organisationsgestaltung Verantwortlichen kann die Zweifel wohl kaum beheben, dass die Zukunft von Handwerk und insgesamt von „guter Arbeit“ mit solchen Appellen nicht zu retten sein wird. Die Widerspruchsmomente zwischen den Arbeitsanforderungen im „neuen Kapitalismus“ und den Voraussetzungen gerade für das hier zur Debatte stehende Handwerk sind zu groß. Auch Sennett spricht von der

Gefahr, dass „handwerkliche Qualität uns abhanden kommt“. Aber es fehlen im Buch die Analyse, welche ökonomisch-gesellschaftlichen Mechanismen hier wirksam sind und zumindest Hinweise, wie sie konterkariert werden könnten. Mein Vorwurf an dieses Buch von Sennett wäre nicht der des Kulturkonservatismus,



wie er von einigen Rezensenten erhoben wurde, sondern der der Verharmlosung der Problemlagen.

Sennett schreibt an einer Stelle seiner Abhandlungen: „Um diese Frage zu beantworten wollen wir – wie Philosophen dies zu tun pflegen – abschweifen.“ Dagegen ist nichts einzuwenden – doch diese Freiheit nimmt sich Richard Sennett in diesem Buch allzu oft. Wenn er in einem Interview Theodor W. Adorno als „sehr schwachen Handwerker“ titulierte, dann muss er sich selbst den Vorwurf gefallen lassen: Die hier vorgestellte Untersuchung über Handwerk ist kein Meisterwerk, sie ist nicht einmal ein überzeugendes Gesellenstück.

*Diese Rezension ist ebenfalls erschienen in: Personalführung 6/2008, S. 98-100.*

**Internationaler Workshop „Sen-sitizing Life Course Research?“  
Göttingen, 24./25. September 2008**

**Verwirklichungschancen im Lebensverlauf**

Wie schneiden Beschäftigungssysteme und Wohlfahrtsregime im internationalen Vergleich ab, wenn man sie danach bewertet, welche beruflichen Wahl- und Entwicklungsmöglichkeiten sie Menschen im Lebensverlauf ermöglichen? Diese Frage steht im Mittelpunkt eines internationalen wissenschaftlichen Workshops, für den das SOFI am 24. und 25. September 2008 in Göttingen Gastgeber sein wird.

Unter dem Titel „Sen-sitizing Life Course Research“ geht das Programm des Workshops der Frage nach, wie sich das Konzept der Verwirklichungschancen von Amartya Sen für lebensverlaufsorientierte Forschung nutzen lässt. Das Konzept der Verwirklichungschancen, das Amartya Sen, Träger des Nobelpreises für Wirtschaftswissenschaften des Jahres 1998, als Bewertungsmaßstab für Wirtschaftsordnungen und Institutionensysteme unter anderem in die UN-Entwicklungspolitik eingeführt hat, bildet heute im politischen Diskurs vieler europäischer Länder den positiven Gegenbegriff zu Armut und Ausgrenzung und soll das Ziel sozialstaatlichen Handelns angeben. In Deutschland beruft sich die Bundesregierung im gerade vorgelegten Dritten Armuts- und Reich-

tumsbericht auf Sen. Zugleich wird von der wissenschaftlichen Evaluation und Begleitung arbeitsmarkt- und sozialpolitischer Programme immer mehr erwartet, Wirkungen staatlicher Programme „nachhaltig“ zu bewerten, d. h. statt einzelner Zustände oder Übergänge (etwa aus Arbeitslosigkeit in Beschäftigung) längerfristige Wirkungen auf den Lebensverlauf der Adressat/inn/en zu analysieren.

Im ersten Panel des Workshops erörtert eine Gruppe deutscher, französischer und spanischer Wissenschaftler/innen des CAPRIGHT-Verbunds, wie die Qualität von Erwerbsverläufen und beruflichen Biografien als Menge der in ihnen eingeschlossenen Verwirklichungsmöglichkeiten untersucht werden kann. Ute Klammer (Universität Duisburg-Essen) bilanziert Fragestellungen und Ergebnisse neuerer erwerbsverlaufsorientierter Studien im europäischen Rahmen, und Nicolas Farvaque (Office de Recherches Sociales Européennes, Lille, France) geht darauf ein, wie sich die wohlfahrtstheoretischen Konzepte von Sen „verzeitlichen“, d. h. in biografischer Perspektive verwenden lassen. Im zweiten Panel des Workshops stellt der Forschungsverbund drei empirische Forschungsvorhaben aus seiner laufenden Arbeit vor: einen Vergleich der Lebensverläufe junger Erwachsener in Deutschland und Frankreich, eine Analyse der betrieblichen Unterschiede in der beruflichen Weiterbildung in Frankreich sowie einen Vergleich der Erwerbsverläufe argentinischer Männer und Frauen im Zusammenhang häuslicher Geschlechterarrangements und unterschiedlicher gesamtwirtschaftlicher Bedingungen.

Das abschließende dritte Panel ist methodischen Fragen der vergleichenden Forschung mit quantitativen und qualitativen Längsschnittdaten gewidmet. Ruud Muffels (Tilburg University) berichtet über die Operationalisierung des Konzepts der Verwirklichungschancen mit verschiedenen



**Forschungsverbund  
CAPRIGHT**

Der Forschungsverbund *Capright* vereinigt Forscher unterschiedlicher sozialwissenschaftlicher Disziplinen aus acht europäischen und zwei außereuropäischen Ländern. Ausgehend von der Theorie der Verwirklichungschancen («Capabilities»), die der Träger des Nobelpreises für Wirtschaftswissenschaften Amartya Sen entwickelt hat, untersucht der Verbund Zusammenhänge zwischen Arbeitsmärkten, Beschäftigungsverhältnissen und Wohlfahrtsregimen. Eine zentrale Frage dabei ist: Wie können die Ziele ökonomischer Effizienz und sozialer Gerechtigkeit in einer für den Einzelnen erfahrbaren Weise in Einklang gebracht werden?

Panel-Datensätzen. Karl Ulrich Mayer (CIQLE, Yale University) berichtet über Unterschiede ost- und westdeutscher Lebensläufe im Spiegel biografischer Interviews.

Der Workshop findet als fachöffentliche Veranstaltung in englischer Sprache im Rahmen des halbjährlichen Treffens des EU-Forschungsverbunds CAPRIGHT („Resources, Rights and Capabilities: In Search of Social Foundations for Europe“ – <http://www.capright.eu/>) statt, der vom 24. bis 26. September 2008 vom SOFI in Göttingen ausgerichtet wird (vgl. *Mitteilungen aus dem SOFI Nr. 3*, S. 15). Verantwortlich für Inhalt und Organisation sind Peter Bartelheimer (SOFI) und Nathalie Moncel, (Cereq, Marseille). Da die Teilnahmemöglichkeiten beschränkt sind, wird um Anmeldung gebeten (siehe Kasten links).

**Bei Interesse an dem Workshop wenden Sie sich bitte an:**

*Dr. Peter Bartelheimer,*  
Soziologisches Forschungsinstitut (SOFI), Friedländer Weg 31,  
D-37085 Göttingen,  
Tel.: +49 551 52205-51;  
Fax: +49 551 5220588;  
email: peter.bartelheimer@sofi.uni-goettingen.de

*Nathalie Moncel,*  
Céreq, 10, place de la Joliette,  
BP 21 321, F-13567  
Marseille cedex 02,  
Tel.: +33 (0)4 91 13 28 61;  
Fax: +33 (0)4 91 13 28 80;  
email: moncel@cereq.fr

## ■ Austausch zwischen Wissenschaft und Praxis Workshop „Eigenverantwortung und Solidarität“

„Eigenverantwortung“ ist in der aktuellen Wirtschafts- und Sozialpolitik, aber auch in wissenschaftlichen Analysen der letzten Jahre ein häufig benutzter Begriff. Er bedarf allerdings der Klärung. Gemeinsam scheint allen Herangehensweisen, dass sie eine Neudefinition des Verhältnisses zwischen Staat und Leistungsempfängern zum Ziel haben. Diese Entwicklungen werfen Fragen auf: Wie verändert sich das Verhältnis von Eigenverantwortung und Solidarität? Bedeuten die Veränderungen einen sozialpolitischen Paradigmenwechsel, in dessen Folge BürgerInnen nicht mehr als hilfsbedürftige Objekte staatlichen Handelns betrachtet werden? Oder handelt es sich lediglich um politische Rhetorik, mit der der Kürzungspolitik ein positiveres Image verliehen werden soll?

Der Workshop „Eigenverantwortung und Solidarität“, welcher gemeinsam von der Friedrich-Ebert-Stiftung und WissenschaftlerInnen des SOFI und der Universität Göttingen organisiert wurde, näherte sich diesem Thema sowohl aus politischer als auch aus wissenschaftlicher Perspektive. So war es ein explizites Ziel des Workshops, (Nachwuchs-)WissenschaftlerInnen mit Nachwuchskräften in der Politik und in politiknahen Organisationen miteinander ins Gespräch zu bringen. Im Verlauf dieses – äußerst fruchtbaren – Austausches wurde deutlich, dass die bisherigen Sozialstaatsreformen eher zu Leistungskürzungen denn zu Autonomiegewinnen geführt haben. Auf der anderen Seite zeigten die Diskussionen, dass sowohl theoretisch, als auch politisch-konzeptionell die Stärkung des

sozialpolitischen Paradigmas der Eigenverantwortung nicht zwangsläufig weniger Solidarität, d. h. mehr soziale Ungerechtigkeit bedeuten muss. Die dem „alten Sozialstaatmodell“ impliziten Normierungen von Lebensläufen treffen auf einen wachsenden Teil der Bevölkerung nicht mehr zu, denkt man z. B. an Debatten über aktives Altern, fragmentierte Erwerbsverläufe im wachsenden Segment der Kreativwirtschaft oder Alleinerziehende. Um auch solche Lebensentwürfe sozialstaatlich einzubetten, bedarf es weiterer Konzepte, deren Entwicklung von einem andauernden kritischen Dialog zwischen „Wissenschaft und Praxis“ sicherlich profitieren kann.

*OrganisatorInnen der Tagung: Michael Fischer (FES), Bettina Kohlrausch (SOFI), Margitta Mätzke (Universität Göttingen)*

## ..... PROJEKTANKÜNDIGUNG .....

## ■ Industrielle Fachkräfte *under pressure*: Qualifikationsentwicklungen und innerbetriebliche Arbeitsmarktsegmentation am Beispiel von Laborbeschäftigten

Die Neuordnung des betrieblichen Innovations- und Wissenregimes beeinflusst Qualifikationsentwicklungen, sie verfestigt bestehende und schafft neue Segmentationslinien am innerbetrieblichen Arbeitsmarkt. Der Frage, wie dies geschieht, wird ein neues, von der Hans-Böckler-Stiftung gefördertes SOFI-Projekt nachgehen. Im Fokus stehen dabei stellvertretend für die mittleren Qualifikations- und Berufsgruppen die Laborbeschäftigten in der chemisch-pharmazeutischen Industrie. Diese Beschäftigtengruppe weist bezogen auf das verarbeitende Gewerbe nicht nur einen vergleichsweise hohen Frauenanteil auf. Sie verfügte gleichzeitig auf Basis berufsfachlicher, wissenschaftsnaher Qualifikationen bislang über eine ausgesprochen stabile Stellung am innerbetrieblichen Arbeitsmarkt. In letzter Zeit ist die Gruppe der Laborbeschäftigten allerdings unter steigenden Anpassungsdruck geraten: In der Chemie-

und Pharmaindustrie ist, ausgelöst durch wissenschaftlich-technische Wissensfortschritte, seit einiger Zeit ein Wandel der stofflichen, technologischen und organisatorischen Bedingungen der Arbeit zu verzeichnen. Dieser Wandel impliziert weit reichende Veränderungen in den Qualifikationsanforderungen und Qualifikationsprofilen sowie im Hinblick auf die Segmentierung des innerbetrieblichen Arbeitsmarktes. Bisher ist allerdings erstaunlich wenig darüber bekannt, was diese Transformation für



die Arbeits- und Berufssituation, für die Chancen, Risiken und Perspektiven berufsfachlich qualifizierter Arbeitskraft bedeutet.

Das Untersuchungsvorhaben will auf Basis von Fallstudien zum einen transparent machen, in welcher Bandbreite die Anforderungs- und Qualifikationsprofile strukturiert sind und welches ihre wesentlichen qualitativen Parameter sind. In enger Verbindung damit sollen zum anderen Ausprägung und Struktur von Segmentationslinien für den Teilarbeitsmarkt der Laborbeschäftigten analysiert und im Hinblick auf neuartige Inklusions- und/oder Exklusionseffekte für bestimmte Arbeitnehmergruppen ausgeleuchtet werden. Das Projekt ist als Explorationsstudie angelegt.

**Gefördert** von der Hans-Böckler-Stiftung  
**Projektteam:** Constanze Kurz; Jürgen Kädtler

## Veröffentlichungen von SOFI-MitarbeiterInnen

### Monographien:

*Aust, Judith/Baetghe-Kinsky, Volker/Müller-Scholl, Till/Wagner, Alexandra (Hrsg.) (2008):* Über Hartz hinaus. Stimmt die Richtung in der Arbeitsmarktpolitik? Edition Hans Böckler Stiftung 214. Düsseldorf.

*Autorengruppe Bildungsberichterstattung im Auftrag der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland und des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (Hrsg.) (2008):* „Bildung in Deutschland 2008. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu Übergängen im Anschluss an den Sekundarbereich I.“ Bielefeld (W. Bertelsmann Verlag).

*Solga, Heike/Huschka, Denis/Eilsberger, Patricia/Wagner, Gert G. (Hrsg.) (2008):* Findigkeit in unsicheren Zeiten. Ergebnisse des Expertenwettbewerbs „Arts and Figures – Geisteswissenschaftler/innen im Beruf.“ Band I. Opladen (Budrich Uni Press). (open access: <http://www.budrich-unipress.de/media/>)

### Aufsätze:

*Baethge, Martin (2008):* *Muss die Qualität der beruflichen Bildung neu definiert werden?* In: Verband der Lehrerinnen und Lehrer an Berufskollegs in NW (Hrsg.): Die Berufskollegs stärken heißt die berufliche Bildung zu stärken. Krefeld, S. 14-32.

*Baethge, Martin/Achtenhagen, Frank/Arends, Lena (2008):* How to Compare



the Performance of VET Systems in Skill Formation. In: Mayer, K. U./Solga, H. (Hrsg.): Skill Formation. Interdisciplinary and Cross-National Perspectives. New York (Cambridge University Press), S. 230-254.

*Kädtler, Jürgen (2008):* Risking relegation or staying in the first league? Industrial relations and enterprise restructuring in Germany. In: Work Organisation Labour and Globalisation , Volume 2, No.1: S. 62-82.

*Rusconi, Alessandra/Solga, Heike (2008):* Herausforderung Doppelkarriere. Auch in Akademikerpaaren steckt die Frau beruflich zurück. In: WZB-Mitteilungen 119/2008, S. 15-18.

*Schumann, Michael (2008):* Schwacher Handwerker. Michael Schumann über Richard Sennetts neues Buch „Handwerk“. In: Personalführung 6/2008, S. 98-100.

*Solga, Heike (2008):* Institutionelle Ursachen von Bildungsungleichheiten. In: Wernstedt, R./John-Ohnesorg, M. (Hrsg.), Soziale Herkunft entscheidet über Bildungserfolg. Konsequenzen aus IGLU 2006 und PISA III. Dokumentation der Sitzung des Netzwerk Bildung vom 24. Januar 2008. Berlin (Friedrich-Ebert-Stiftung), S. 15-17. (<http://library.fes.de/pdf-files/stabsabteilung/05314.pdf>)

*Solga, Heike (2008):* Lack of Training: Employment Opportunities for Low-Skilled Persons from a Sociological and Microeconomic Perspective. In: Mayer, K. U./Solga, H. (Hrsg.): Skill Formation. Interdisciplinary and Cross-National Perspectives. New York (Cambridge University Press), S. 173-204.

*Solga, Heike/Rusconi, Alessandra (2008):* Das schwierige Unterfangen von Doppeldoppelkarrieren in Akademikerpartnerschaften – Ergebnisse des Mikrozensus 2004. In: Rolf, G./Zwick, M./ Wagner, G. (Hrsg.): Fortschritte der informationellen Infrastruktur in Deutschland. Festschrift für Johann Hahlen zum 65. Geburtstag und Hans-Jürgen Krupp zum 75. Geburtstag. Baden-Baden (Nomos Verlagsgesellschaft).

**Informationen zu allen Veröffentlichungen des SOFI seit 1990 sind im Internet zu finden unter: „[www.sofi.uni-goettingen.de](http://www.sofi.uni-goettingen.de)“ – in der Rubrik Publikationen.**

### Personalia

**René Büttner (Lic.)** ist seit dem 15. Mai 2008 als neuer Mitarbeiter am SOFI tätig.

**Dr. Sabine Fromm** wird ab dem 1. August 2008 als neue Mitarbeiterin am SOFI tätig sein.

### Impressum

*Die Mitteilungen aus dem SOFI erscheinen dreimal im Jahr.*

**Herausgeber:** Soziologisches Forschungsinstitut (SOFI) an der Georg-August-Universität Göttingen, Friedländer Weg 31, 37085 Göttingen, Tel.: (0551) 52205-0, E-Mail: [sofi@sofi.uni-goettingen.de](mailto:sofi@sofi.uni-goettingen.de), Internet: <http://www.sofi.uni-goettingen.de>

**Redaktion und Layout:** Dr. Martina Parge, PARGE PR, **Satz:** Artbüro Schmara®

Die *Mitteilungen aus dem SOFI* sind auf der Website des SOFI ([www.sofi.uni-goettingen.de](http://www.sofi.uni-goettingen.de)) als PDF-Download erhältlich und können online auf der Webpage abonniert werden.